

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 63 (2007)

Artikel: Frauen und Familie in der Zeit der Schoa
Autor: Lemberger, Tirza
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-961539>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frauen und Familie in der Zeit der Schoa

von Tirza Lemberger*

Zu den erklärten Zielen des NS-Regimes gehörte die „Endlösung“ der Judenfrage, die Ausrottung des jüdischen Volkes, Männer, Frauen und Kinder. Kann man angesichts eines so ungeheuren Zieles von genderbezogenen Erscheinungen sprechen? Anscheinend ja, denn mit dem von E. Hertzog herausgegebenen Sammelband *Našim u-mišpaḥa ba-Šo'a* (נשים ומשפחה בשואה) [Netanyah: *Ošar ha-mišpaḥa* 2006, 379 S.] ist jetzt in Israel ein Buch erschienen – nicht das erste auf diesem Gebiet übrigens –, das sich ausschliesslich mit Genderproblemen und Schoa beschäftigt.

Sechzehn Frauen, Überlebende, Töchter von Überlebenden – die sog. zweite Generation –, aber auch solche, die nicht betroffen waren, erzählen Erinnerungen, analysieren sie, stellen Ergebnisse von Forschungen vor. Gemeinsam ist ihnen, dass sie Frauen in den Mittelpunkt stellen. Untersucht wird, ob das Verhalten der Frauen allgemeinmenschlich zu beurteilen ist oder ob es sich dabei – zumindest teilweise – um frauenspezifische Verhaltensweisen handelt. Vorweggenommen, alle Autorinnen finden, dass Frauen auf jedem Gebiet als Frauen reagierten, obwohl sie in Domänen vorgedrungen sind, die damals vornehmlich Männern vorbehalten waren. Die völlig veränderten, ungewohnten und mitunter äusserst widrigen Umstände haben die Frauen als solche nicht in die Knie gezwungen. Im Gegenteil, sie waren oft imstande, das schwere Los etwas erträglicher zu machen, auch wenn sie, leider zu oft, das bittere Ende nicht verhindern konnten.

„Frauen und Familie in der Schoa“ ist nicht das erste Buch dieser Art und Thematik. Wenn aber Frauen, wie erwähnt, nicht passiv, sondern aktiv in jener Zeit waren, wieso spiegelt sich das nicht schon früher in der Schoa-Literatur wider? Nach Judith Tydor Baumel waren in den ersten Jahren nach dem Krieg nur „Heldengeschichten“ gefragt, also bewaffneter Widerstand wie im Warschauer Ghetto oder im Rahmen der Partisanentätigkeit. Den anderen Überlebenden warf man oft ihre Passivität vor. So wundert es nicht, dass diejenigen, die sich durch Schreiben ein wenig den Druck vom Herzen nahmen, eher „für die Schublade“ schrieben. Es dauerte Jahrzehnte, bis man das Durchhalten, das menschliche Antlitz angesichts aller Grausamkeiten nicht zu verlieren, den Alltag irgendwie zu meistern, als würdigenswert empfunden hat. Ein weiterer Grund des Schweigens waren der Missbrauch von Frauen und ihre Herabwürdigung, über die Frauen kaum imstande waren zu berichten. Zu tief sassen Scham und Schmerz. Erst mit Aufkommen von Genderliteratur begann man auch den

* Dr. Tirza Lemberger, Institut für Judaistik, Universität Wien, Spitalgasse 2, Hof 7.3, A – 1090 Wien.

Frauen und ihrer Rolle, ihrem Handeln während der Schoa, mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Der erste indessen, der auf die Rolle der Frauen hingewiesen hat, war Dalia Ofer zufolge ein Mann: Emanuel Ringelblum, 1942 im Warschauer Ghetto. Er hatte an viele Frauen Fragebögen geschickt, von denen der einsetzenden Transporte wegen jedoch nicht allzu viele beantwortet zurückkamen. Ringelblum, der nicht nur die Fragebögen ausgewertet, sondern selber im Ghetto nicht wenig erlebt hat, schreibt: „Der künftige Historiker wird ein entsprechendes Kapitel der jüdischen Frau im Krieg widmen müssen. Sie wird eine bedeutende Stelle in der jüdischen Geschichte einnehmen dank ihrem Mut und ihrer Standfestigkeit. Ihr ist es zu danken, dass tausende Familien dem Grauen der Zeit standhalten konnten“ (zit. bei: D. Ofer S. 31). Ringelblum spricht von Mut und Standfestigkeit. Die Forscherinnen setzen Umsicht, Wendigkeit und Einfallsreichtum hinzu. All das charakterisiert das Handeln der Frauen in jenen schweren Zeiten. Wie äusserte sich das im Alltag? Die damals noch verbreitete Einteilung – Männer sorgen für das Einkommen, Frauen für das Heim, allenfalls arbeiten sie im häuslichen Betrieb – ist schnell aus den Fugen geraten. Männer waren schon früh zu Zwangsarbeit herangezogen worden, viele Geschäfte und Fabriken enteignet. Sobald man ins Ghetto ziehen musste, wurden auch die Wohnverhältnisse, gelinde gesagt, schlechter. Frauen mussten die Ernährung der Familie organisieren, oft im Tauschgeschäft, solange sie noch über Tauschbares verfügten. Organisieren hiess schmuggeln, und das wollte minutiös geplant werden. Keine Nahrungsmittel zu haben, bedeutete langsamen Tod, beim Schmuggeln erwischt zu werden, war oft ein schneller. „Vorbereitet“ waren die Frauen auf diese Aufgabe nicht, aus der Situation heraus meisterten sie es. Die eigentliche „Arbeit“ wurde meist von Kindern besorgt. Frauen gelang darüber hinaus eine weitere lebensnotwendige Aufgabe: den Familienzusammenhalt zu bewahren, auch wenn es sich mit der Zeit nur noch um Teilfamilien handelte. Den eingeschränkten Wohnraum, der Familien blieb, machten sie zu einem „Nest“, in dem man Trost finden und Kraft schöpfen konnte – eine Voraussetzung, um etwas länger durchhalten zu können. Irith Dublon-Knebel berichtet von Familien, die in Holland nach Westerbork gebracht wurden. Die Intimität der Familie konnte in den Baracken kaum gewahrt werden. Dennoch leisteten Frauen mitunter das Unmögliche. Sie zitiert einen Jungen, der berichtete: „Mama hat uns ein Heim gemacht, eines der Weltwunder. Wie eine Frau mit fast nichts innerhalb von zwei Stunden ihrer Familie ein Heim machen kann“: mit einigen Decken, die um den Bereich der Betten gespannt wurden, mit ein paar Kisten, die als Schränke dienten. Der intime Bereich der Familie war irgendwie wiederhergestellt, wovon der Sohn Jahre später noch mit Bewunderung berichtet.

Diese Probleme, das Verhalten der Frauen in diesen Situationen, sind Thema des ersten Teils. In Teil II wird es „persönlicher“. In drei der fünf Artikel geht es um Frauen, die nicht dem „Durchschnitt“ entsprechen. Fast könnte man sagen, sie waren Ausnahmereischeinungen: Lili Strassman, Salonfrau im Vorkriegswarschau, Eugenie Goldstern und Marianne Schmidl, jüdische Anthropologinnen, zwei Frauen in der damaligen akademischen Männerwelt, Lonka Kozibrodzka und Tama Sznajderman, zwei sehr „polnisch“ aussehende junge Damen, die

lange als Verbindungsfrauen zwischen verschiedenen Ghettos fungierten. Lili Strassman hatte schon in den „guten Zeiten“ das dumpfe Gefühl, dass der Antisemitismus in Polen auch sie, die völlig Assimilierte, als nicht gleichberechtigt ansehe. Sie wandte sich dem Zionismus zu, half, wo sie konnte, doch als Überlebende in Israel fand sie nie zu sich. Eugenie Goldstern und Marianne Schmid haben nicht überlebt. Herta Nöbauer, die den Lebensweg der beiden aufzeichnet, besonders ihren Kampf auf akademischem Boden als Frauen und Jüdinnen, spricht daher von dreifachem Tod: gesellschaftlich und fachlich als Folge von Antisemitismus und Rassismus und physisch, irgendwo in Polen und nach dem Krieg durch Verschweigen ihrer Existenz. Lonka und Tama stehen stellvertretend für alle Frauen, die Ausserordentliches vollbracht haben. Sie überbrachten Nachrichten von einem Ghetto zum andern, eine Aufgabe, die viel Mut erforderte, auch wenn sie sich durch ihr Aussehen, anders als Männer, freier bewegen konnten. Doch wie viele andere, kamen auch sie irgendwann von einem Auftrag nicht zurück.

Dem Frauenlager Ravensbrück sind drei Artikel gewidmet. Zwei davon im ersten Teil behandeln die Geschichten jener Familien oder Teilfamilien, die als „Ausländer“ etwas „verschont“ wurden. Anders der Beitrag von Rochelle B. Saidel. Sie zeichnet das Schicksal jüdischer politischer Häftlinge auf, darunter Käthe Leichter, und geht der Frage nach, warum so wenig mündlich weitergegeben wurde. Ihr zufolge gab es fünf Wellen von „Einlieferungen“ ins KZ Ravensbrück, wobei die KZ-Verantwortlichen dafür sorgten, dass bei Ankunft jeder neuen Gruppe die alte vernichtet war. So basiert das meiste Wissen über jüdische Häftlinge in diesem KZ lediglich auf Erinnerungen der letzten Welle. Die erste hatte noch etwas Gemeinsames, Sprache und Ideologie, bei den anderen, die aus vielen verschiedenen Ländern kamen, war das Bilden einer Gruppe schon wegen Sprachschwierigkeiten nicht möglich. Gemeinsam war ihnen nur der Grund ihrer Einlieferung ins KZ: die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk. Im „Familienrevier“ des Lagers – dort waren Frauen und Kinder „befreundeter“ Nationen (z. B. Ungarn) interniert – fanden die Frauen eher zueinander. Das galt auch für nicht-jüdische Frauen im Familienrevier, die keine Kinder hatten: Wenn Mütter starben, kümmerten sich andere um die Kinder, mitunter war es fast eine Adoption.

Der dritte Teil ist Erinnerungen und der Auseinandersetzung mit ihnen gewidmet. Besprochen werden auch zwei stark verdrängte Probleme: Das eine ist die zweite und dritte Generation. Die Kinder der zweiten Generation waren für viele Eltern „Ersatz“ für die verlorenen. So wuchsen sie auf, meist ohne Grosseltern, oft auch ohne Onkel und Tanten, somit auch ohne Vettern und Kusinen. Das Gravierendste für die zweite Generation hingegen ist die Sprachlosigkeit der Eltern. Sie teilen ihre Erinnerungen nicht mit ihren Kindern, verdrängen sie vielmehr, und schliessen ihre Kinder damit von diesem Kapitel ihres Lebens aus. Esther Hertzogs „Gespräche mit meiner Mutter“ sind ein beredtes Beispiel dafür. Erst die dritte Generation ist fähig, mit den Überlebenden zu sprechen, und mit ihr beginnt die Zeit, in der das Familiengefüge wieder „normale“ Konturen annimmt – Grosseltern, Eltern, Kinder.

Wie sehr die zweite Generation betroffen ist, zeigt u.a. Batya Brutin mit ihrer Analyse der Zeichnungen von Töchtern der zweiten Generation, eine Auseinan-

dersetzung mit Erniedrigungen, die die Frauen, die Mütter, erleiden und erdulden mussten; aber auch das Problem, „Ersatz“ zu sein, tritt deutlich hervor. Brutin analysiert mehrere Bilder, die beides zeigen. Stellvertretend dafür steht die Bildserie Mira 1 und Mira 2, die in den 1990ern entstanden ist. Mira 2, die nach dem Krieg geborene, in einem dunklen Kleid, wird immer grösser und älter. Mira 1 hingegen – ein kleines Mädchen, immer im weissen Kleid – bleibt klein, so klein und jung wie sie war, damals, als das Leben für sie zu Ende ging. Sie ist immer da, oft im Vordergrund, manchmal weiter hinten, aber eben immer da.

Die zweite Generation, frei von der Last ist sie nicht. Das Schweigen der Eltern, die gedrückte Atmosphäre daheim, die Unfähigkeit, Freude, aufkommen zu lassen – all das hat die zweite Generation geformt. Dass die dritte auch betroffen ist, wundert nicht. Die Frage ist nur: wie sehr. Wie zuvor erwähnt, gelingt es der dritten Generation mit den Grosseltern, mit den Überlebenden, zu sprechen. Sie scheuen sich nicht zu fragen – und bekommen Antworten. Die zweite hat von sich aus Probleme mit dem Fragen gehabt. Wenn die Eltern schweigen, und die Kinder sich nicht trauen zu fragen, werden die Probleme verdrängt, bleiben wie ein Erdgrollen, das sich aber nicht durch eine Eruption entlädt.

Diese Probleme, mit denen sich Ilana Rosen und Nava Semel befassen, sind nur bedingt frauenspezifisch. Wenn es aber physisch um Frauen geht, d.h. vor allem um Missbrauch, ist das Schweigen noch tiefer. Vielleicht trägt dazu die Tatsache bei, dass diese Frauen mitunter aufgrund dieses Missbrauchs überlebt haben. Im Besonderen gilt das für die, die ihr Frausein ausnutzten, um zu überleben. Wer wollte davon – auch nach so vielen Jahren – berichten!

Auch die „Kinder von damals“, heute immerhin schon um die 70, können sich erinnern. Ronit Lentin setzt sich mit Erinnerungen von Kindern auseinander, alle Überlebende aus Transnistrien. Transnistrien ist das zweite Thema, dem man sehr lange keine Beachtung schenkte. Warum? Ronit Lentin erklärt: Gaskammern und Krematorien gab es dort nicht, und wenn die Väter nicht zur Zwangsarbeit geholt wurden, die Mütter nicht verschleppt wurden, niemand Hungers gestorben war, ja, wovon sollte man dann berichten? Nicht vielen war dieses Glück beschieden. Es sollen an die 40% der Internierten die Geschehnisse dieser Zeit in Transnistrien überlebt haben, für damals, ein vergleichsweise hoher Prozentsatz. Dass man Transnistrien nicht mehr verschweigt, ist positiv. Die Erinnerungen dieser Frauen, damals höchstens Teenager, bestätigen, dass Frauen auch da in jene Rolle schlüpfen, die die Frauen im Ghetto übernommen hatten. Nach ihrem Tod oder Verschwinden sind die Töchter in ihre Fussstapfen getreten und erfüllten jene Aufgaben, für die schon ihre Mütter nicht vorbereitet worden waren, die Töchter ganz bestimmt nicht.

Den Autorinnen dieses Buches gelingt es, das Verhalten der Frauen in Extremsituationen, wie sie durch die Schoa entstanden sind, aufzuzeigen, zu analysieren und ins rechte Licht zu rücken. Die vielen Zitate und die aufgezeichneten Gespräche, (z.B. das Gespräch von Esther Hertzog mit ihrer Mutter) konkretisieren die Situationen und machen das Buch lesbar für jedermann/-frau. Eine Übersetzung ins Deutsche würde das wichtige Buch dem breiten Publikum im deutschen Sprachraum zugänglich machen.